

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital

© 2017 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-31721-9

Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf
www.fischerverlage.de.

Die polnische Schriftstellerin Daria Kalicka hat ihren Mann umgebracht. Nach zwei Jahren Untersuchungshaft und der Gerichtsverhandlung, bei der sie zu einer hohen Haftstrafe verurteilt wird, bringt man sie jetzt in das Frauengefängnis, in dem sie ihre Tat sühnen soll. Gleich bei der Einweisung warnt sie die für sie zuständige Betreuerin vor dem brutalen Umgang der Insassinnen miteinander.

Härte und Rücksichtslosigkeit beherrschen den Alltag innerhalb der Gefängnismauern. Daria lernt die strengen Regeln der Zellenhierarchie am eigenen Leib kennen. Als sie den Posten der Gefängnisbibliothekarin erhält, gelingt es ihr, sich weitgehend von der Gemeinschaft der Mithäftlinge fernzuhalten. Sie hat Zeit, über sich, ihr Leben und die Gründe für ihre Tat nachzudenken.

Eigentlich war Daria selbst schuld daran gewesen, daß Edward, ihr Mann, sich von ihr getrennt hatte. Sie hatte ihn dazu gebracht, sich ständig neue Liebhaberinnen zu suchen, hatte diese ›Ehespiele‹ sogar angeregt – aus einer schwer zu erklärenden Laune heraus, aus einer Lust am Risiko. Das ging so lange gut, bis aus dem Spiel Ernst wurde, bis Edward sich in eine der Frauen verliebte und Daria verließ. Sie hat ihr gewagtes Spiel verloren und damit auch den Mann, den sie liebt und der ihr Leben geformt und bestimmt hat.

Maria Nurowska lebt als freie Schriftstellerin in Warschau. Seit Mitte der siebziger Jahre veröffentlichte sie zahlreiche Romane und einen Band mit Erzählungen. Im Fischer Taschenbuch Verlag erschienen ihre Bücher ›Briefe der Liebe‹ (Band 12500), ›Postscriptum für Anna und Miriam‹ (Band 10309), ›Spanische Augen‹ (Band 13194) und ›Ein anderes Leben gibt es nicht‹ (Band 13615). Im S. Fischer Verlag wurde außerdem ihr Roman ›Jenseits ist der Tod‹ veröffentlicht.

Maria Nurowska

EHESPIELE

Roman

Aus dem Polnischen von
Albrecht Lempp

Fischer Taschenbuch Verlag

Die Frau in der Gesellschaft
Herausgegeben von Ingeborg Mues

2. Auflage: Mai 1999

Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag GmbH,
Frankfurt am Main, Mai 1999

Lizenzausgabe mit Genehmigung des
S. Fischer Verlags, Frankfurt am Main

Die polnische Originalausgabe erschien 1994 unter dem Titel
„Gry matzęńskie“ im Verlag NOWA, Warschau

©Maria Nurowska 1994

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 1995

Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 3-596-14381-0

EHESPIELE

Sie hatte Augen von gelber Farbe. Noch nie hatte ich bei jemandem solche Augen gesehen. Später, als ich in der Dunkelheit der Nacht an sie dachte, fiel mir ein, daß Raubtiere solche Augen haben. Sie hätten von einem Puma oder einem Gepard sein können, goldgelb, mit dunklen Flecken auf der Iris und undurchdringlich.

»Willkommen in unserem Weiberklub«, sagte sie mit einer tiefen, etwas heiseren Stimme. Offenbar rauchte sie viel, diese Art von Heiserkeit war typisch für Kettenraucher. Das enttäuschte mich ein bißchen, ich weiß nicht, warum, doch ich hatte mir vorgestellt, daß die Frau hier vor mir von solchen Fehlern frei wäre, sich nicht mit Nikotin vergiften und nicht trinken würde, daß sie gewissermaßen die Natürlichkeit selbst wäre; daß ich so dachte, war insofern erstaunlich, als ich ihr an einem Ort begegnete, der nichts mit Natürlichkeit und noch viel weniger mit moralischer Reinheit zu tun hatte.

Sie beugte sich über die Akte, die vor ihr auf dem Schreibtisch lag, blätterte darin, setzte sich dann aufrecht hin und schaute wieder mich an. Ich überlegte, ob sie schön sei. Sie war schlank und hatte eine einwandfreie Figur, der nicht einmal die schmutziggraue Uniform etwas anhaben konnte. Ihr Teint war weiß, das Gesicht vielleicht etwas zu flach, doch retteten es ihre hervorstehenden Backenknochen und eben diese unglaublichen Augen, die einen sofort in Bann schlugen. Nicht nur ihre ganz ungewöhnliche Farbe, sondern auch ihr leicht schräger Schnitt, wie bei einer Wildkatze. Die Frau war von Natur aus blond, ihre glatten Haare, die sich an den Enden leicht ringelten, reichten ihr bis zur Schulter. Wenn sie den Kopf bewegte, lief das Licht in Zickzacklinien darüber.

»Schriftstellerin . . .«, sagte sie langsam, und dann langte sie nach einer Schachtel Zigaretten, die auf dem Schreibtisch lag und die ich zuvor nicht bemerkt hatte. Sie holte aus ihrer Tasche ein Feuerzeug, steckte sich wie sinnend eine Zigarette in den Mund, zündete sie an und zog dabei ihre Nase auf eine lustige Art kraus. Den Rauch inhalierte sie tief, fast spürte ich ihn in ihrer Lunge.

»Schriftstellerin«, wiederholte sie. »Und war es das wert, einen solchen Preis zu bezahlen? Wäre es nicht besser gewesen, sich einfach scheiden zu lassen? Jetzt gibst du die besten Jahre deines Lebens hin, von den neun sitzt du die Hälfte ab, aber hier zählt die Zeit doppelt. Was für ein Jahrgang bist du?« Sie schaute in meine Akte. »Dreiundfünfzig . . . Du siehst jünger aus. Wenn du hier nach der Halbzeit rauskommst, falls du nicht irgendwelche Fäden ziehst und man dich früher entläßt, bist du zwei-, dreiundvierzig . . . Es hängt allein von dir ab, wer du dann bist. Wenn du dir die Hoffnung bewahrst, versprech ich dir, daß du als Mensch von hier weggehst . . .«

Ich schaute sie schweigend an.

»Du darfst nicht vergessen, wo du hier gelandet bist. Obwohl . . . jetzt ist das hier eher ein Zirkus, kein Gefängnis, der neue Behördenchef hat die Zellen geöffnet, und wir müssen jetzt anklopfen, wenn wir reinwollen. Fast wie bei Hofe . . . Aber bei näherem Hinsehen hat sich nicht viel geändert, die eine oder andere kann ›nassen Besuch‹ haben, wenn sie Lust bekommt, sich von ihrem Typen durchvögeln zu lassen. Hier nebenan ist ein extra Zimmer mit einem Sofa. Sie müßten nur noch einen Eimer für das Sperma hinstellen . . .«

Was sie da sagte, tat mir weh, am liebsten hätte ich ihr den Mund zugehalten. Mit Mühe beherrschte ich mich. Als würde sie in meinen Gedanken lesen, sagte sie:

»Ich habe auch studiert, aber hier hab ich mir im Laufe der paar Jahre einen Panzer zugelegt, und ich rate dir, dasselbe zu tun, sonst hältst du es nicht aus. Du mußt eine Schutzzone um dich errichten und da niemanden reinlassen. Wenn du das nicht gleich machst, gehst du kaputt. Theoretisch ist hier jetzt alles top, das Personal liebt die Gefangenen und umgekehrt, aber die ganzen Beziehungsgeschichten sind so link wie eh und je. Wenn sie dich als Assel einstufen, wirst du ständig zahlen müssen. Und zwar nicht nur Geld. Fünfundneunzig Prozent der Zöglinge hier sind Lesben; sobald sie merken, daß du schwach bist, nehmen sie sich, was sie wollen.«

Plötzlich konnte ich das nicht mehr hören.

»Bis zum Prozeß saß ich zwei Jahre«, sagte ich wütend.
»Und ich bin einigermaßen zurechtgekommen.«

Sie lächelte ironisch.

»Die Untersuchungshaft war das Fegefeuer«, sagte sie.
»Aber jetzt bist du auf dem Grund der Hölle angelangt. In der Kommission haben wir uns überlegt, was wir mit dir machen sollen. Bei deinem Urteil kommt es überhaupt nicht in Frage, daß du nach draußen darfst, während der ersten paar Jahre jedenfalls kannst du das vergessen. Du wirst nur auf dem Gefängnisgelände arbeiten können. Zum Beispiel in der Wäscherei. Aber ich glaube, in der Bibliothek würdest du dich besser fühlen. Einen ganz schön ruhigen Posten gibt es noch beim hauseigenen Radio, aber da läßt dich niemand hin. Nach Meinung der hohen Herren bist du noch nicht genügend getestet. Die hohen Herren sind dieselben wie unter den Kommis und gewöhnen sich nur schwer an die neuen ›Direktiven‹, wie das früher hieß. In der hiesigen Bibliothek stehen nicht gerade Meisterwerke, aber immerhin hast du da deine Ruhe. Dort zu arbeiten ist in gewisser Weise ein Privileg, aber im Gefäng-

nisjargon bedeutet es, daß du dich ausnutzen läßt. Du wirst automatisch zur Gruppe der Funktionsträger gerechnet, und die werden von den übrigen Insassinnen besonders aufmerksam beobachtet. Hier gibt es die unterschiedlichsten Hierarchien und Strukturen, doch werde ich dir das jetzt nicht erklären. Ich geb dir nur den einen Rat: Versuch, diese Arbeit auf jeden Fall zu behalten, denn einen anderen Platz seh ich hier nicht für dich. Schriftsteller an die Feder!« schloß sie lachend.

Ich überlegte, wie alt sie wohl sein könnte, bestimmt war sie jünger als ich. Sie sah nach dreißig aus. Im Verlauf unseres Gesprächs hatte sie eine Zigarette nach der anderen geraucht, der kleine Raum war jetzt voller Qualm, der einem im Hals kratzte. Meine Augen tränkten schon.

»Möchtest du vielleicht was fragen?«

»Ja«, gab ich zurück. »Wie alt bist du?«

Ihre Augen verengten sich, sie wurden dadurch noch katzenartiger.

»Das geht dich nichts an«, antwortete sie scharf. »Und merk dir ein für allemal, daß ich für dich ›Frau Erzieherin‹ bin, und so hast du mich anzureden. Von mir vor allem hängt es ab, was für eine Beurteilung du bekommst, also finde dich mal besser damit ab, in deinem eigenen Interesse.«

»Mir ist das egal.«

Mit einer energischen Bewegung drückte sie die Kippe im Aschenbecher aus, dann stand sie auf und öffnete die Tür zu einem anderen Raum. Dort wartete die Wärterin, die mich hergebracht hatte. Sie trug eine ähnliche Uniform wie meine Frau Erzieherin, doch an ihr hing sie mehr, als daß sie saß. Haare, die vom Ondulieren ganz kaputt und farblos waren, rahmten ihr graues Mäusegesicht ein. Sie erinnerte eher an eine Briefträgerin als an jemanden, der

im Notfall eine Waffe gebrauchen konnte; es war schon fast merkwürdig, daß sie keine große Posttasche bei sich trug. Als sich die Tür öffnete, sprang sie dienstbeflissen auf, doch meine Gesprächspartnerin war offensichtlich der Meinung, unser Treffen sei noch nicht beendet, denn sie kehrte noch einmal an ihren Platz hinter dem Schreibtisch zurück.

»Noch ein Wort über deine Mitinsassinnen. Du hast die höchste Strafe, außer dir sind noch vier Frauen in der Zelle. Zwei davon sind, was man hier ein Paar nennt, sie sind mit sich beschäftigt und unschädlich, beide sind kleine Diebinnen, Rückfällige. Die dritte ist untypisch, hat ein Manko in ihrer Kasse gehabt. Sie sitzt hier seit drei Monaten. Eine ältere Frau, jeder läßt sie in Ruhe. Paß auf die letzte auf, das ist eine erklärte Lesbe. Gerade ist ihr Lieb-ling entlassen worden, jetzt ist sie gereizt wie eine Wespe. Sie hat einen ganzen Harem, aber jene hat sie wohl geliebt. Es kann gut sein, daß sie unangenehm wird. Verhalte dich, wie ich es dir geraten habe, laß sie nicht zu nahe kommen, sag nichts von dir. Denk daran, hier ist Schweigen Gold. Und beschwer dich nie beim Personal über jemanden, sonst bist du gleich als Denunziantin verschrien, und dafür bezahlst du teuer.«

Diesmal öffnete sie endgültig die Tür.

»Abführen in die Zelle«, gab sie der Wärterin mit dem Mäusegesicht Anweisung, während ihre Hand die Tür- klinke umfaßte, so daß ich mich geradezu an ihr vorbeid- rücken mußte. Der Duft ihres Parfums umging mich, es war eine gute Sorte, betörend wie seine Besitzerin. Es hätte mich interessiert, was für ein Duft das war. Ich kannte mich bei Parfums nicht aus, ich benutzte selten eines, ob- gleich Edward mir zu unseren verschiedenen Jahrestagen immer Parfum gekauft hatte. Traurige Jahrestage, wie er immer gesagt hatte. »Wenn ich zusammenzähle, wie oft ich

im Laufe unserer Ehe mit dir auf frischer Tat war, wird mir ganz weh ums Herz.« Was mochte das für eine Duftnote sein? Vielleicht Chanel Nr. 5. Ich hatte dieses Parfum einmal gehabt . . . Ich verstand nicht, warum ich solchen Details Beachtung schenkte. Was konnte es für eine Bedeutung haben, welches Parfum die Frau benutzte, die mich verhörte. Es war eigentlich kein Verhör, sondern ein Gespräch im Rahmen meiner Resozialisierung. Eigentlich sollte ich schon daran gewöhnt sein. Während der zwei Jahre hatten mir verschiedene uniformierte Leute Fragen gestellt und Antworten darauf verlangt und hatten mich, ähnlich wie diese Frau jetzt, belehrt. In dem, was sie sagte, war sie keineswegs originell. Vielleicht war es ihr Aussehen. Sie paßte weder zu dieser Uniform noch in diese Umgebung, so wie ich nicht hierher paßte. Es kam mir sogar der Gedanke, wir wären beide auf der Bühne und spielten nur unsere Rollen. Gleich würde das Stück zu Ende sein, die Lichter würden verlöschen und wir die Kostüme ausziehen, sie ihre Uniform, ich meinen Anstaltsdrillich. Aber es war kein Theater, es war Wirklichkeit.

Man hatte mich, gleich nachdem mein Urteil rechtskräftig geworden war, im Gefängniswagen aus der Untersuchungshaft hierher gebracht. Zusammen mit mir war meine Akte gekommen, die jetzt vor der Frau Erzieherin auf dem Tisch lag. Ein paar Tage und Nächte hatte ich in Einzelhaft verbracht, in einer Art Quarantäne. Ich hatte geglaubt, mich könne nichts mehr überraschen, und doch, als eine Wachtel mir den Kopf brutal nach unten bog und mit ihren Fingern durch meine Haare fuhr, riß ich mich los und drückte mich mit dem Rücken gegen die Wand.

»Ich muß prüfen, ob du keine Läuse hast«, sagte die Wachtel mit monotoner Stimme.

»Ich habe keine Läuse!«

»Das entscheide ich«, stellte sie wie eine Schalterbeamtin fest, die einen Bittsteller kurz abfertigte.

»Ich laß mich nicht anfassen!« schrie ich hysterisch. »Ich kann es nicht ausstehen, wenn mich jemand anfaßt!«

»Deinen Mann hast du aber nicht gefragt, ob er ins Gras beißen möchte!«

Ich ging mit Fäusten auf sie los, ein Schlag in den Magen setzte mich jedoch augenblicklich außer Gefecht. Zusammengekrümmt stand ich da und schnappte nach Luft.

»Keine Aufsässigkeiten«, hörte ich. »Gegen uns kommst du nicht an.«

Die Anstaltskommission hatte entschieden, in welche Zelle ich kommen sollte. Im Gefängnisjargon war ich eine Person »mit Paragraph 148«, also jemand, der einem anderen das Leben genommen hat; die Gefängnisleitung hielt sich an den Grundsatz, in eine Zelle nie mehr als eine solche Person zu legen.

Als ich aus dem Gerichtssaal geführt wurde, waren mir zum ersten Mal Handschellen angelegt worden. Ich hatte befürchtet, auf dem Flur würden Fotoreporter über mich herfallen, doch es war kein einziger dagewesen. Mein Verfahren war längst keine Sensation mehr, seit jenem Tag waren ja auch zwei Jahre vergangen. Immer denke ich an das, was damals passiert ist, als an »jenen Tag«. Die Frau Erzieherin hatte beim Durchblättern meiner Akte die Seite mit dem »Dienstvermerk« offen liegen gelassen, den ein gewisser Antoni Pajk, Sergeant, an jenem Tag erstellt hatte:

Um 22.15 Uhr erhielt ich vom diensthabenden Offizier der Polizeikommandantur Warschau Anweisung, mich an den Ort eines vorgeblich an einem Mann verübten Mordes zu begeben, wie eine telefonische Meldung besagte. Nach Ein-

treffen vor Ort stellte ich folgendes fest: Die Wohnung liegt in einer Villa in der Malczewski-Straße . . . Die Tür wurde von einer Frau in Unterwäsche geöffnet, es handelte sich um die Bürgerin Daria Kalicka-Konieczna. In einem Zimmer sah ich auf dem Boden einen Mann, neben ihm lag eine Pistole vom Typ Walther, Kaliber 7,65. Ich überzeugte mich, daß der Mann kein Lebenszeichen von sich gab. Er war unvollständig bekleidet, auf seinem Hemd befanden sich Blutspuren. Über Funk benachrichtigte ich die Mordkommission und führte bis zu deren Eintreffen weitere Untersuchungen durch, auch unterrichtete ich die Frau über die Notwendigkeit, am Ort des Geschehens zu bleiben. Außerdem stellte ich anhand der Papiere, die mir die Bürgerin übergab, fest, daß der Mann, der kein Lebenszeichen von sich gab, ihr Ehemann Edward Konieczny war, Mitarbeiter des Instituts für Literaturforschung der Akademie der Wissenschaften. Auf eine Anstellung an besagter Arbeitsstelle deutete ein Stempel im Personalausweis hin. Die Bürgerin Daria Konieczna erklärte, daß sie nirgends fest angestellt sei und den Beruf einer Literatin ausübe.

Die Tragödie von vor zwei Jahren nahm unter der Feder des Sergeanten Pajk groteske Dimensionen an. Eine Frau in Unterwäsche übt den Beruf einer Literatin aus; der auf dem Boden liegende Mann ist unvollständig bekleidet . . . Dabei war das ein echtes Drama gewesen, das über die Jahre an Intensität gewonnen und mit dem Tod eines der Akteure geendet hatte. Bereits an jenem Tag war mir klar, welch grausamer Hohn aus meiner Tat sprach. In jenem Augenblick hatte ich mich nicht beherrschen können, doch allein der die Tat vorwegnehmende Gedanke war eine Genugtuung, reinigte unsere Verbindung vom Schmutz und rettete unsere Liebe. Die Tat selbst war nur noch eine jäm-

merliche Karikatur dieses Gedankens. Es war nichts Erhabenes darin, sie war schließlich nur eine vorübergehende geistige Umnachtung, eine Wahnsinnstat. Eines habe ich damals verstanden, daß mein Leben sich häuten und nun ganz anders sein würde als jenes, das ich achtunddreißig Jahre lang geführt hatte. Vielleicht würde es schlechter sein, häßlicher, in jedem Falle anders. Und das habe ich mir immer gewünscht: jemand anderes zu werden, so weit, wie es nur geht, von der Frau wegzulaufen, die ich bisher war. Aber weil ich sie loswerden wollte, mußte ich die Ursache beseitigen, die mich zu dem gemacht hatte, was ich nun einmal war. Diese Ursache war er, Edward. Nie zuvor hatte ich an eine Befreiung dieser Art gedacht, selbst in den Augenblicken schlimmster seelischer Zusammenbrüche nicht, wenn mir die Luft ausging und ich glaubte, gleich zu ersticken. Ich empfand das physisch, der Knoten in meinem Hals wurde immer enger. Meist überfiel mich dann die gräßliche Angst, mir würde im nächsten Moment die Lunge platzen. Dann hatte ich nur den einen Wunsch: daß der Mensch, der die Ursache meiner Qualen war, für immer verschwinden möge. Daß ich nie mehr seine Stimme hören müßte. Das war mein sehnlichster Wunsch. Vielleicht wünschte ich gerade das, weil es seine Worte waren, die mich am tiefsten verletzten.

Ich hatte jedoch nicht geglaubt, daß ich zu etwas fähig wäre, was der Staatsanwalt, als er fünfzehn Jahre Haft für mich forderte, als eine vorsätzlich verübte Tat bezeichnete, was mein Verteidiger der Richterbank aber erfolgreich ausreden konnte.

»Hohes Gericht«, rief er dröhnend, so daß man ihn wahrscheinlich noch auf dem Flur hatte hören können, er war wirklich ein begabter Redner. »Hohes Gericht, es mußte so kommen, früher oder später. Meine Klientin ist